

Der Ausgangspunkt der Reise oder Ein Statement zur gegenwärtigen Situation

In unserem Kulturkreis scheint es selbstverständlich die Dinge klar zu unterscheiden, sie auseinander zu halten und möglichst eindeutig voneinander zu trennen. Wir werden beständig dazu ermahnt Ordnung zu halten, Mauern und Zäune zu errichten, um den Bereich in dem wir umgehen abzusichern und uns so schließlich in Geborgenheit ein Heim einzurichten, einen geschützten Bereich.

In diesem Sinne finden wir nicht nur unsere Eigenheime als in solcher Weise befriedete Zonen, sondern durchziehen auch abseits von diesen Gemäuern unzählige Grenzwälle unsere Kultur. Wir richten unser Handeln und Denken diesen Grenzen entlang aus. Die wiederholte Bestätigung der festen Mauern birgt den Anschein als handle es sich dabei um etwas Naturgegebenes, etwas Normales.

Wir tun uns allgemein schwer im Umgang mit Unzuordenbarem, mit Schwellenwesen und sind dementsprechend stets bemüht ebensolche aufzulösen, auszublenden oder einzuebnen.

So erscheinen nicht nur wissenschaftliche Disziplinen und Fachbegriffe, politische Bewegungen und Diskurse durch ein Geflecht schützender Häute gesichert und durchzogen, sondern auch in der Kunst werden stabile Verhältnisse an definierten Disziplinen, an definierten Produktions-, Veranstaltungs- und Ausstellungsorten gepflegt. Die Zeiten in denen man sich Anderem gegenüber zu öffnen gesucht hatte sind vergessen. Komfortabel geschützt in der eigenen Sparte tobt man sich aus. Aktive Grenzüberschreitungen werden generell als Leichtsinn oder Versehen abgetan.

„Sicher ist sicher“, beschwört man, angesichts dieser verwirrten Auswüchse, die Ordnung wie mit einer Zauberformel und vergisst dabei, dass Gespenster nicht einzeln auftreten, sondern immer in Scharen. Denn in einer dialektisch geprägten Gesellschaft verweist allein schon die Ordnung auf ein Gegenbild, nämlich die Unordnung: diese suchte man in der Beschwörung ja zu bannen. Sicher ist sicher – wiederholt es sich, und das immer wieder. Dabei fungiert die (vermeintliche) Abgeschlossenheit einer solchen am Laufen gehaltenen Zeichenmaschine wie ein Schutzschild.¹ Das am Laufen Gehaltene ermöglicht es, uns zu verstecken, ermöglicht es sich hinter ihm und in ihm zu verbergen, sich zurückzuziehen. Wir versichern uns dabei also nicht allein unserer eigenen Existenz, sondern nehmen uns damit zugleich auch aus dem Kreis des Lebendigen, des Dynamischen, des Zweifelnden heraus. Versteckt hinter dem Eindeutigen und scheinbar Befriedeten zeigt sich das damit Erstrebte, das gänzlich Reine, Eindeutige und Saubere, das von Enthaltbarkeit und Starrheit Geprägte – also letztlich das Nicht-mehr-Lebendige, das Tote, das zur Starre Verdammte. Wir halten, von Gemäuer umgeben und zur Bewegungslosigkeit verurteilt, gebannt den Atem an. Wir stellen uns lebendig und tot zugleich: untot.

Wie es also aussieht, können wir dem Prekären und Paradoxen schlichtweg nicht entkommen.

Nun stellt sich uns aber die Frage, ob wir, angesichts einer solchen Bestandsaufnahme, nicht doch wieder aktiv zu atmen beginnen wollen, dies umso mehr, da diese Starre ohnehin eher eine strategische Maßnahme zu sein scheint, als tatsächliche Realität. Genau in diesem Sinne werden wir uns im vorliegenden Buch der prekären Schwellenwesen annehmen, wollen im starren Gemäuer für gehörige Durchmischung, ja für Wirbel sorgen. Es geht darum wieder Leben in die Bude zu bringen und dabei wenn möglich auch einiges an Staub aufzuwirbeln! Wohlwissend, dass wir hier gegen die Bequemlichkeit arbeiten, die alles beim Alten lassen möchte, wollen wir dennoch am fein säuberlich Getrennten rütteln, wollen sehen, ob darin überhaupt noch ein Funke von Leben steckt. Und dafür muss man es an seinen Rändern anfassen, an jenen Schwellenbereichen in denen letztlich seine gesamte prekäre, und das bedeutet seine lebendige, Konstitution sichtbar wird.

Wir wollen für Austausch und Frischluft sorgen, um einander hinter all dem Gemäuer gegenseitig wieder sichtbar zu werden.

¹vergleiche Robert Pfaller: Die Illusionen der Anderen; suhrkamp, 2002, S. 207

Es ist längst nicht alles so eindeutig und klar, wie wir bisweilen zu glauben meinen. Denn letztlich klebt, indem wir in unserem traditionellen Zwang für Ordnung und Sauberkeit sorgen, ohnehin ständig Unreines an unseren Fingern. Dies lässt uns ahnen, dass selbst von den saubersten und sterilsten Orten nur behauptet wird, dass diese rein gehalten sind.

Unser Anliegen ist es also nicht den Rand in die Mitte zu kehren, sondern den Rand als Mitte sichtbar zu machen, und darüber letztlich auch unsere eigene „Gespensterhaftigkeit“ in Erscheinung treten zu lassen. Es geht darum, unsere eigene Unheimlichkeit nicht negativ wertend, sondern im Sinne eines positiv besetzbaren Möglichkeits- und Gestaltungsraums auszuleben, unsere eigene Heimsuche als Heimsuchung im Sinne einer positiven Begeisterung zu erleben.